

Der lange Atem ist der Heilige Geist

Erfahrungen der Menzinger Schwestern mit dem Konzil

Das Konzil brachte tief greifende Veränderungen des klösterlichen Alltags.

Sie halfen dem Orden, gerade im schulischen Engagement auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Infragestellungen des Konzils erschrecken auch deshalb.

Nötig ist, die Texte neu zu lesen und wirksam werden zu lassen.

Das kirchliche Leben hat sich nach dem Konzil erfreulich verändert: Es gibt die Liturgie in der Volkssprache. Es gibt Pastoralräte. Laien engagieren sich in der Seelsorge. Für uns apostolisch tätige Ordensleute brachte das Konzil ein Ja zur Welt und zur Natur und das Ende mancher kleinlicher klösterlicher Schikanen, die das Berufsleben einengten. Das Konzil brachte das Ende jener in sich abgeschotteten, katholischen Gesellschaft, die Beziehungen zu Protestanten, Juden, Aufklärern und anderen Heiden nicht nötig hatte, weil sie sich über alle erhaben fühlte. Diese enge Gesellschaft wird mit den Pius-Päpsten der letzten beiden Jahrhunderte in Verbindung gebracht und so erscheint es sinnvoll, dass sich Gegner des Konzils, die genau diese Gesellschaft erhalten wollen, auf Pius X. berufen.

Dass sich der Papst mit der Piusbruderschaft, mit den notorischen Verächtern des Konzils, versöhnen will, indem er die Exkommuni-

kation ihrer Bischöfe aufhebt, hat uns erschreckt. Unsere Bischöfe versichern uns zwar, der Papst suche das Gespräch mit jener Bruderschaft, um sie zur Anerkennung des Konzils zu bewegen. Wenn sie wirklich papsttreu sein wollen, müssen sie ja das Konzil vollumfänglich anerkennen. Die Priesterbruderschaft Pius X. hat jedoch bisher keinerlei Zeichen eines Willens zur Rücknahme ihrer Kritik am Konzil gegeben. Sie lässt uns im Gegenteil wissen, dass sie den Vatikan zu ihren Überzeugungen bekehren werde.

Schon während des Konzils spotteten einige hohe Geistliche im Vatikan über Papst Johannes XXIII., der ihre so wohl gesetzte Ordnung störte; nun werde man gut fünfzig Jahre brauchen, um alles wieder zurechtzurücken. Die fünfzig Jahre sind bald vorbei, und tatsächlich sahen wir solche Herren im Vatikan inzwischen weidlich mit der Ausführung ihres Vorsatzes beschäftigt.

Die Exkommunikation jener vier Bischöfe im Jahr 1988 war eine kirchenrechtlich begründete Verurteilung. Die Bischöfe waren ohne Zustimmung des Papstes geweiht worden. Mit ihrer Verachtung des Konzils hatte die Exkommunikation nichts zu tun und die Aufhebung der Exkommunikation geschah ohne Bereinigung des Dissenses zwischen Papst und Bruderschaft

in Sachen Konzil. Wer soll das verstehen? Diese schwierigen Vorgänge machen uns bewusst, wie kostbar das Konzil ist, samt dem, was es in Bewegung setzte.

Zwischen Kloster und Welt

Wir Schwestern waren immer berufstätig, hatten also in Schulen, Spitälern und in der Sozialarbeit eine Beziehung zur Welt. Gleichzeitig lebten wir im Kloster, in Armut, Keuschheit und Gehorsam und mit all den strengen Regeln, die die Gelübde schützen sollten. Solange die katholische Welt blieb, was sie im 19. Jahrhundert war, schien das zu funktionieren. Den Schwestern war zwischen Kloster und Welt ein merkwürdiger Spagat auferlegt, den sich nicht immer alle bewusst machten.

Einerseits erfüllten sie ihre Aufgaben in Erziehung und Pflege nicht nur mit zeitgemäßen Mitteln, sondern auch aufgrund eines zeitgemäßen Menschenbildes, zu dem der Respekt vor jeder menschlichen Person und ihrer Freiheit ebenso gehört wie die bewusste Pflege von Kontakten und Beziehungen. Andererseits wurden die Schwestern schon als Kandidatinnen in

»Das moderne Menschenbild und die klösterliche Ordnung passten schon lange nicht mehr zusammen.«

einem klösterlichen Geist erzogen, der die individuelle Beziehung zu Gott als wichtiger ansah als die zur Mitschwester, der dazu verpflichtete, die Oberin in kleinsten Dingen des Alltags um Erlaubnis zu fragen, der im Namen des Gelübdes der Armut extreme Sparsamkeit forderte und erlaubte, dass die jungen Schwestern von ihren Vorgesetzten jederzeit quasi zu ihrem Heil gedemütigt werden durften. Das moderne Men-

schensbild und diese klösterliche Ordnung passten schon lange nicht mehr zusammen. Für unser Leben im Clinch zwischen Kloster und Welt brachte das Konzil die genau richtige Antwort.

Pionierleistungen

Das Schwesterninstitut Menzingen, Kanton Zug, Schweiz, wurde 1844 zur Erziehung und Bildung der Mädchen gegründet in einer Zeit, als es noch keine allgemeine Schulpflicht gab. Die Schwestern führten Mädchenschulen in mehreren Gemeinden der Kantone Zug und Schwyz. Als die Schulpflicht auch für die Mädchen eingeführt wurde, erkannte der Kanton Zug deutlich, was er an den Schwestern hatte. Ein Hilfsverein wurde gegründet. Den Schwestern, die bisher nur kümmerlich als Mieterinnen an wechselnden Orten gelebt hatten, stellte man mit staatlicher Unterstützung in Menzingen ein stabiles Haus zur Verfügung. Dort sollten sie ein Lehrerinnenseminar führen, das erste in der katholischen Schweiz. Aus diesem Seminar deckten nicht nur der Kanton Zug, sondern auch die ländlichen Kantone Schwyz, Uri, Obwalden und Nidwalden während Jahrzehnten ihren Bedarf an Lehrerinnen – Ordensfrauen wie Laiinnen.

Die Schwestern führten zwischen 1860 und 1970 sieben große, private höhere Töcherschulen. Dazu brauchten sie Lehrerinnen mit akademischer Ausbildung. Die Universitäten von Basel, Bern und Zürich, die Frauen zur Immatrikulation zuließen, waren protestantisch und liberal geprägt. Dort konnten Ordensfrauen nicht studieren. Die Universität Freiburg in der Schweiz aber ließ keine Frauen zur Immatrikulation zu, denn sie war katholisch.

Joseph Beck, der Bruder der damaligen Generaloberin, der an der Universität Freiburg einen Lehrstuhl für Pastoraltheologie innehatte,

verstand die Sorge seiner Schwester. Er fand im Ausland Modelle. In Münster in Westfalen gab es das St. Anna-Haus, in dem angehende katholische Lehrerinnen ein Studium absolvieren konnten. Auch aus Oxford erfuhr er, dass dort eine

»eine Hochschule nur für Frauen«

Hochschule nur für Frauen geführt wurde unter dem Namen von St. Ursula. Von Seiten der Bischöfe erhielt Joseph Beck wenig Unterstützung. Sie pflegten das Frauenbild von der ehrbaren, bürgerlichen Gattin und Mutter, wozu es kein Studium der Medizin oder der Jurisprudenz brauchte.

Joseph Beck erarbeitete ein zweijähriges Studienprogramm und erreichte dafür die Anerkennung durch die Freiburger Erziehungsdirektion. Der befreundete Architekt August Hardegger baute in Pérolles, damals am Rande der Stadt Freiburg, ein geräumiges Haus mit Unterrichtsräumen und Zimmern für Schwestern und Studentinnen. Fast ein Dutzend seiner Kollegen von der Universität erklärten sich bereit, an einer Hochschule für Frauen zu unterrichten. Im Oktober 1904 wurde der Lehrbetrieb an der Académie Sainte-Croix eröffnet. Die Schwestern führten den Haushalt und sorgten für die Verwaltung. Die Hochschule für Frauen genoss rasch einen so guten Ruf, dass die Universität Freiburg schon im Herbst 1905 Frauen zur Immatrikulation zuließ.

Die Frauenuniversität erübrigte sich. Sie führte ihr Angebot für Ordensfrauen ohne Matura noch bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges weiter. Aber schon 1909 eröffneten die Menzinger Schwestern im Haus der Akademie ein Mädchengymnasium, das erste katholische in der Schweiz, das schon 1916 die Anerkennung der Eidgenössischen Maturitätskommission erhielt.

»Immer auf der Höhe der Zeit« hieß 2001 eine Ausstellung in der Zuger Burg, die die Bemühungen der Ordensfrauen um die Mädchen- und Frauenbildung darstellte. Wichtiges Symbol für das Bemühen der Schwestern, wahrhaft auf der Höhe der Zeit zu sein, war der Neubau des Lehrerinnenseminars in Menzingen 1955-1958, eine großzügige Anlage auf der grünen Wiese im modernen Kubusstil und mit einer ausgeklügelten technischen Infrastruktur, inklusive Bodenheizung. Die Kapelle war, trotz rechteckigem Grundriss, als Zentralbau gedacht. Der Altar stand fast in der Mitte, die Gläubigen scharten sich ringsum, so dass der Priester schon

»auf der Höhe der Zeit«

1958 wenigstens einem Teil von ihnen ins Gesicht sah. Der zunächst offen gedachte Orgelchor musste leider auf Anordnung des Ortsbischofs mit einer Art Lattenzaun verschlossen werden. Zu viel gegenseitige Sichtbarkeit war noch undenkbar.

Dem Bau des Seminars folgte der Bau eines Hallenbads. Eine größere Schule sollte zu ihren eigenen Sportanlagen auch über ein Hallenbad verfügen. Die Seminaristinnen erlernten das Rettungsschwimmen, und die Schwestern mit ihren mannigfachen Rückenleiden konnten im Wasser Linderung finden. Das Hallenbad war mit dem neuen Pflegeheim verbunden, das in seinem Untergeschoss eine Physiotherapiestation enthielt. Die Menzinger Schwestern waren wirklich modern und auf der Höhe der Zeit.

Das Aggiornamento

Vorsichtige Öffnungen regte bereits Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., bei den Menzinger Schwestern an. Seine Haushälterin war

eine Menzinger Schwester aus dem Provinzhaus in Altötting. Seine Ferien verbrachte der Kirchenfürst bis 1939 alljährlich in dem von Menzinger Schwestern geführten Institut Stella Maris in Rorschach am Bodensee. Er war deshalb den Menzinger Schwestern sehr verbunden. Er regte an, dass man sich doch um die Seligsprechung der Gründerin bemühen solle. Er regte auch eine Vereinfachung des Ordenskleides an, vor allem die große, schwere, gestärkte Haube wurde an Ostern 1960 durch einen einfacheren Schleier ersetzt, der die Stirn frei ließ. Die Menzinger Schwestern waren die Ersten in der Schweiz, die ihre Tracht vereinfachten.

Pius XII. regte auch eine Neufassung der Satzungen an, deren Text immer noch auf den Gründervater in der Mitte des 19. Jahrhunderts zurückging. So entstanden die ersten von den Schwestern selbst verfassten Satzungen. Sie sagten nicht mehr, eine Schwester soll das und das

»Mitverantwortung und Mitdenken«

tun, sondern sie tut es. In ihrem spirituellen Teil orientierten sich diese Satzungen neu an Texten aus dem Evangelium und an Worten des heiligen Franz von Assisi. 1963 erhielten die neuen Satzungen die Approbation von Rom.

1960 organisierten die Oberen der Gemeinschaft für die Lehrerinnen einen vierjährigen, berufsbegleitenden Theologiekurs, nach dessen Absolvierung die Schwestern den Religionsunterricht in ihren Klassen selbst übernehmen konnten. In einer Zeit des beginnenden Priestermangels war auch das eine Pioniertat.

Im Sommer 1969 berief die Generalleitung ein außerordentliches Generalkapitel ein, das die »zeitgemäße Erneuerung« unseres Ordenslebens einleitete. Wir überdachten das Wesentliche an unseren Gelübden. Gehorsam verlangt, dass jede

die Aufgabe übernimmt, die ihr die Vorgesetzten übertragen. Spirituell geht es um einen Gewissensgehorsam gegenüber Gott, der jede auf mannigfache Art anspricht. Die Allmacht der Oberinnen über den Alltag bekam Grenzen. Die Schwestern wurden zu Mitverantwortung und Mitdenken aufgerufen. Im Gelübde der Armut verpflichteten wir uns zu einem einfachen Lebensstil. Gottgeweihte Ehelosigkeit erwies sich als ein Weg der menschlichen Reifung und der stets wachsenden Liebe zu Gott (vgl. PC 12).

Die erneuerte Sicht auf die Evangelischen Räte führte auch zu einer neuen Verpflichtung gegenüber der schwesterlichen Gemeinschaft und gegenüber den uns anvertrauten Menschen.

»erneuerte Sicht auf die Evangelischen Räte«

Da nach den Worten des Konzils alle Christen zu einem Leben der Vollkommenheit und Heiligkeit berufen sind (vgl. LG 32), war Ordensleben nun nicht mehr eine vollkommene Lebensform, sondern eine besondere Berufung.

Das neue Grundgesetz, das für alle Provinzen der Kongregation gültig wurde, umschrieb nur das Wesentliche. Es wurde bis 1977, bis zum übernächsten ordentlichen Generalkapitel, ad experimentum in Kraft gesetzt. Einzelheiten für das alltägliche Leben sollte jede Provinz in ihren neu zu schaffenden Provinzstatuten regeln.

1969/70 erarbeitete das Provinzkapitel eigene Provinzstatuten für die Schweiz. All die Bräuche und Vorschriften fielen weg, die bisher ein scheinbar klösterliches Leben gesichert hatten. Jede Schwester konnte nun entweder der Oberin ein Budget einreichen oder die Oberin von Zeit zu Zeit um einen bestimmten, kleineren Betrag bitten. Eine Abrechnung über das Geld in der Hand der Schwestern wurde nie verlangt. Ferien bei den eigenen Angehörigen oder bei und

mit Freunden wurden nun möglich. Statt der bisher klösterlich üblichen Selbstanklage im Kreis der Gemeinschaft gab es in Zukunft regelmäßige Bibelgespräche, die einen geistlichen Austausch ermöglichten, und das Hauskapitel, in dem man allgemeine Angelegenheiten gemeinsam regelte.

Ernüchterung

Oberflächlich gesehen wurde das Gemeinschaftsleben für die einzelne Schwester einfacher. In Wirklichkeit zeigten sich unter einem höheren spirituellen Anspruch allerhand Ecken und Kanten, mit denen umzugehen gelernt werden musste. Für die jüngeren Schwestern wurde das Ordensleben damit reicher. Mancher älteren Schwester, die sich bisher in ihrer Abhängigkeit von der Oberin wohl gefühlt hatte, fiel die Umstellung zu einer neuen Entscheidungsfreiheit schwer.

Wir vollzogen auch jene Veränderung mit, die das ganze Kirchenvolk vollzog: die Überwindung der ausschließlichen vertikalen Ausrichtung auf die Übernatur durch eine horizontale Ausrichtung auf den Nächsten. Denn nach

Internethinweis

<http://www.mission-entwicklung.ch>

Website der Kongregation der Schwestern vom heiligen Kreuz in Menzingen (Schweiz)

dem Ersten Johannesbrief ist erst die Liebe zum Mitmenschen Zeichen unserer Liebe zu Gott. Dieses Prinzip setzt, um sinnvoll zu sein, ein tiefes und reiches Gebetsleben voraus.

1972 und in den folgenden Jahren arbeitete die »Synode 72« in allen Schweizer Bistümern an der Popularisierung der Konzilsbeschlüsse. Dabei meldeten sich auch bisher nicht besprochene Fragen: Muss der Pflichtzölibat für Priester

weiter gelten? Sollten nicht auch Frauen zu kirchlichen Ämtern geweiht werden? Ist die Exkommunikation wieder verheirateter Geschiedener im Sinn des Evangeliums?

Es lag nicht in der Kompetenz der Synode, darüber Beschlüsse zu fassen. In großen Teilen des Kirchenvolks entstanden daraus nun Forderungen. Man sprach und spricht von Problemstau. Das Konzil hatte die Hoffnung geweckt, auch solche Fragen könnten nun eine pragmatische und vernünftige Antwort finden und die Rechtsungleichheit zwischen Männern und Frauen könnte beseitigt werden. Ernüchterung machte sich breit. Auch mit der innerchristlichen Ökumene ging es kaum mehr voran.

Papst und Konzil

Der Vatikan schien inzwischen alles zu tun, um im Kirchenvolk die Erinnerung an das Konzil verblasen zu lassen. Dank der scheinbaren, ja sichtbaren Allgegenwart des Papstes, die Johannes Paul II. auf seinen vielen Reisen im Bündnis mit den Medien leistete, entwickelte sich eine neue Art von Papstverehrung, fast von Papolatrie. Beim Tod von Papst Johannes Paul und bei der Amtseinsetzung seines Nachfolgers wurde das noch deutlicher. Man konnte glauben, der Papst sei das Allerwichtigste in der katholischen Kirche.

Im Sinn des Konzils suchten ja die Päpste nach außen den Kontakt mit den nichtchristlichen Religionen. Sie legten großen Wert auf gute Beziehungen zu den Juden, dann auch zu den Muslimen. Sie setzten sich für die Menschenrechte und für den Frieden ein. All das ist wirklich schön und gut. Aber nach innen wachten sie strenger denn je über die Rechtgläubigkeit der Amtsträger, der Theologieprofessoren und ihrer Kolleginnen.

Papst Benedikts Versöhnung mit den Anklägern des Konzils verstärkt die Zentrierung des kirchlichen Lebens um den Papst. Denn Erzbischof Marcel Lefèbvre betonte 1976 in seinem Büchlein »J'accuse le Concile!« (Ich klage das Konzil an), wie sehr mehrere Konzilsdekrete zu früheren, älteren päpstlichen Aussagen im Widerspruch standen: die Dekrete zur Religionsfreiheit, zur innerchristlichen Ökumene, zum Dialog mit den Nichtchristen, die Rede von der Kollegialität der Bischöfe mit dem Papst in der Konstitution über die Kirche. Lefèbvre wandte sich auch gegen das schöne Dekret *Gaudium et Spes*, das der Kirche die Pflicht auferlegt, sich

»eine Ellipse mit zwei Brennpunkten«

ernsthaft mit der heutigen Welt auseinanderzusetzen. Erzbischof Marcel Lefèbvre berief sich auf Worte der Päpste von Pius IX. bis zu Pius XII. War er damit nicht päpstlicher als der aktuelle Papst, der doch die Konzilsbeschlüsse anerkennt?

Man soll sich die Kirche nicht nach der Analogie einer Pyramide denken, wo oben der Papst ist, der allen befiehlt und alles entscheidet, unter ihm die Bischöfe quasi als seine höchsten Beamten, unter ihnen die zahlreichen Priester als ihre Helfer und am Boden, ganz unten, das gläubige Volk. Die Kirche muss man sich vielmehr denken

nach der Analogie einer Ellipse mit zwei Brennpunkten, mit Papst und Konzil. Kein Konzil ohne Anerkennung durch den Papst und kein Papst ohne Anerkennung der Konzilien. Beide brauchen einander und müssen einander ausbalancieren. Dass der Papst die Verächter des Konzils so an sein Herz drückt, ist deshalb erschreckend.

Das Wichtigste in der Kirche aber ist das gläubige Volk. Papst Johannes XXIII. hat das erkannt, als er das Konzil aus einem seelsorglichen Anliegen einberief, nicht aus einem dogmatischen. Das Konzil gab Anregungen. Die Gläubigen dachten sie weiter und hoffen auf Erfüllung. Das Zweite Vaticanum darf und wird nicht vergessen werden. Die Konzilstexte müssen wieder und wieder gelesen und besprochen werden. Es geht dabei nicht um unseren eigenen langen Atem. Der Heilige Geist ist der lange Atem. Er hat das Zweite Vaticanum geschaffen, er wird seine Beschlüsse im Herzen der Gläubigen lebendig erhalten.

Uta Fromherz, Dr. phil. (Historikerin), ist Mitglied der Kongregation der Schwestern vom heiligen Kreuz in Menzingen (Kanton Zug, Schweiz) aus dem Regulierten Dritten Orden des heiligen Franz von Assisi. Von 1964-1988 war sie Lehrerin an einem zweisprachigen Gymnasium in Freiburg/Schweiz, von 1988-1994 Direktorin des Lehrerinnenseminars in Menzingen, seit 1996 ist sie Archivarin des Mutterhauses in Menzingen. Von 1988-1994 war sie als Rätin Mitglied der Provinzleitung des Ordens.